

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 2

Artikel: Das Glück
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zuholen. Ich freue mich auf diese Rückkehr und hoffe nur, sie werde nicht allzu lange auf sich warten lassen. — In der Erinnerung steht mir Brüssel leuchtend da als Hort der Sehnsucht. Doch jetzt ruft mich die Welt.

Aber nein, das Wort ist zu gewichtig. Nur ein Teilchen der Welt ist's, aber ein gewichtiges: Sie will mir die reifsten und süßesten Früchte ihrer Arbeit und ihres Erfindergeistes zeigen, in der Weltausstellung.

Tolle Reise.

Wir sausen querein durch die schlafende Stadt,
Es ist ein donnerndes Fahren,
Die Straßen, die Plätze, der Turm, die Abtei
Schwanken verwirrt, verzweifelt vorbei
Und zittern in fremden Gefahren.

Jetzt Ebene, Land, weit dehnt sich's hinaus,
Berg, Wälder und Flußgeäder —
Wir halten die Flügel in ruhender Hand,
Die Schraube ist frei — wir nehmen das Land
Und werfen es unter die Räder ...

Die Reise ist toll, die Hölle ist los,
Ein Schnauben, ein Rattern, ein Zischen ...
Der Bürger, verängstet, dreht sich im Bett:
"Verdammte Kerle, wenn euch einer hätt'!"
Der Bürger wird uns nicht erwischen.

Das Glück.

Von Guy de Maupassant.

Es war die Teestunde, ehe die Lampen gebracht wurden. Die Villa hatte den freien Ausblick auf das Meer; die Sonne war untergegangen, und der Himmel strahlte in ihrem letzten Widerschein rosig, wie von goldenem Duft überhaucht.



Brüssel: Königspalast.

Das Meer lag da, ohne Welle, ohne eine Bewegung, glatt, glänzend im Abendrot wie eine gewaltige, polierte Metallplatte.

In der Ferne rechts zeichneten die Berge auf dem blässen Purpur des Abendhimmels zackig ihr schwarz gerändertes Profil ab.

Man sprach von der Liebe. Man behandelte dieses alte Thema, man sagte Dinge, die tausend Mal schon gesagt worden sind. Die sanfte Melancholie der Dämmerung ließ die Worte langsamer klingen, über die Seelen kam etwas wie ein Weichwerden, und dieses Wort Liebe, das immer wieder tönte, ab und zu von der kräftigen Stimme eines Mannes, dann wieder in leichtem Ton aus Frauennmund, schien den ganzen kleinen Salon zu erfüllen, herum zu flattern wie ein Vogel, umher zu irren wie ein Geist.

Kann man Jahre lang lieben?

Ja, behaupteten die einen, nein, versetzten die andern. Man erzählte Fälle, Besonderheiten, führte Beispiele an, und alle Damen wie Herren, erfüllt von heraufsteigenden, verwirrenden Erinnerungen, die sie aber nicht laut werden lassen konnten, schienen bewegt und sprachen von dieser banalen und doch alle beherrschenden Sache, vom zarten, rätselhaften Zusammenklingen zweier Wesen, mit tiefer Erregung und glühendem Interesse.

Aber plötzlich rief jemand, der in die Ferne hinaussah:

O sehen Sie einmal da drüben, was ist denn das?

Ganz draußen am Horizont tauchte auf dem Meer eine ruhige, unbestimmte graue Masse auf.

Die Frauen waren aufgestanden und blickten hin, ohne dies Wunder zu verstehen, das sie noch nie gesehen hatten. Jemand sagte:

Das ist Korsika. So erblickt man es zwei- oder dreimal im Jahr unter ganz bestimmten, außergewöhnlichen Zuständen der Atmosphäre, wenn die Luft von vollkommener Reinheit ist und kleinen Wasserdunst mehr enthält, der uns die Ferne verhüllt.

Man unterschied die Gipfel, es war, als sähe man den Schnee darauf. Alle waren erstaunt, fast erschrocken durch diese plötzliche Erscheinung einer Welt, durch dieses aus dem Meer gestiegene Phantom.

Vielleicht hatten die, die einst wie Kolumbus hinausgefahren in den unerforschten Ozean, solches Phantom gesehen.

Da sagte ein alter Herr, der bisher noch nicht gesprochen:

Hören Sie einmal, auf dieser Insel, die da aufsteigt, als wolle sie selbst uns auf das, was wir sprachen, die Antwort geben und mich an ein sonderbares Vorkommen erinnern, auf dieser Insel habe ich ein wunderbares Beispiel dauernder Liebe gefunden, eines wirklich seltenen Glücks. Hören Sie zu:

„Vor fünf Jahren machte ich eine Reise durch Korsika. Diese Insel ist ein unbekanntes Stück Erde, eigentlich uns weiter als Amerika, obgleich man sie manchmal, wie heute, von Frankreichs Küste aus sieht.

Stellen Sie sich eine noch im Chaos-Zustand befindliche Welt vor, ein wahres Unwetter von Bergen, das enge Täler durchschneiden, in denen Waldströme brausen; keine Flächen, nur riesenhafte Erdwälle, mit dichtem Gestrüpp bewachsen oder mit hohen, gewaltigen Wäldern von Tannen und Kastanien.

Es ist ein jungfräulicher, unkultivierter, steriler Boden, obgleich man ab und zu ein Dorf sieht, wie ein Häufchen Felsblöcke auf einer Bergspitze. Kein Ackerbau, keine Industrie, keine Kunst. Nirgends sieht man ein Stück geschnitztes Holz, oder einen behauenen Stein, eine Erinnerung an den kindlichen oder verfeinerten Geschmack unserer Voreltern für schöne und liebreizende Dinge. Und was in diesem herrlichen, wilden Land ebenso auffällt: eine ererbte Gleichgültigkeit gegen das Streben nach jenen gewinnenden Formen, die man Kunst heißt.

Italien, wo jeder Palast, voller Meisterwerke, selbst ein Meisterwerk ist, wo Marmor, Holz, Bronze, Eisen, jedes Metall und jeder Stein vom Genius der Menschheit redet, wo die kleinsten Gegenstände, die es in alten Häusern gibt, eine liebliche Form haben, ist für uns alle das heilige Vaterland, das man liebt, weil es uns zeigt und beweist: die Betätigung, die Größe, die Macht und den Triumph der schöpferischen Intelligenz.

Und Korsika ihm gegenüber ist ganz genau so wild geblieben, wie da es eben erschaffen. Und seine Bewohner, in ihren unschönen Behausungen, gleichgültig für alles, was nicht ihre Existenz bedroht, oder Familienzwiste betrifft. Und mit ihren Fehlern, ihren Eigenschaften unzivilisierte Rassen, mit ihrem Haß, ihrer Heftigkeit, ihrer zügellosen Leidenschaft, sind ihnen geblieben die Gastfreundschaft, Großmut, Naivität, mit der sie dem Vorübergehenden die Tür öffnen und treue Freundschaft bieten für das geringste Zeichen von Sympathie.

Also ich irrte seit einem Monat durch diese



Brüssel: Der große Platz vor dem Stadthaus.

wundervolle Insel, mit dem Gefühl, daß ich am Ende der Welt wäre. Keine Wirtshäuser, keine Kneipen, keine Straßen. Auf schmalen Saumpfaden erreicht man diese Dörfer, die an den Bergklippen hängen, über den Abgründen thronen, aus denen man abends fortwährend den dumpfen Ton des Wildbaches aus der Tiefe brausen hört.

Man klopft an die Tür der Häuser, man bittet um ein Unterkommen für die Nacht und etwas zu essen bis zum nächsten Tag. Und man setzt sich an den einfachen Tisch und schläft unter dem bescheidenen Dach, und morgens drückt man die Hand, die der Wirt einem entgegenstreckt, der einen bis zur Dorsgrenze führt.

Da erreichte ich eines Abends nach zehnstündigem Marsch ein kleines Haus, das in der Tiefe eines Tales ganz verlassen lag, eines Tales, das eine Stunde weiter ins Meer abfiel. Die beiden schroffen Berghänge, mit Gestrüpp und Unterholz, mit abgestürzten Felstrümmern und großen Bäumen bedeckt, umschlossen wie zwei finstere Mauern diesen entsetzlichen traurigen Taleinschnitt.

Um das Haus lagen ein paar Weinberge, ein kleiner Garten, und weiterhin standen ein paar große Kastanienbäume. Kurz alles, was zum Leben nötig schien, ein Vermögen in diesem armen Land.

Die Frau, die mich empfing, war alt, arm, aber ausnahmsweise reinlich. Der Mann saß auf einem Strohstuhl, erhob sich, mich zu begrüßen, und dann setzte er sich wieder nieder, ohne ein Wort zu sagen.

Seine Gefährtin meinte:

„Entschuldigen Sie ihn, er ist ganz taub, er ist es vor zwei Jahren geworden.“

Sie sprach Französisch wie eine Französin, und ich war erstaunt. Ich fragte:

„Sie sind doch nicht aus Korsika?“

Sie antwortete:

„Nein, wir sind vom Kontinent, aber wir wohnen jetzt schon fünfzig Jahre hier.“

Ein bedrückendes, ängstliches Gefühl packte mich bei dem Gedanken, daß diese fünfzig Jahre in diesem dunklen Loch vorübergegangen seien, so weit von den Städtchen der Menschen.

Ein alter Schäfer kam heim, und man setzte

sich, um das einzige Gericht zu essen, eine dicke Suppe, in der Kartoffeln, Speck und Kohl zusammengekocht waren.

Als die kurze Mahlzeit beendet war, setzte ich mich vor die Tür, ganz traurig durch die Melancholie der einsamen Landschaft, und es überfiel mich eine niedergeschlagene Stimmung, wie manchmal den Reisenden an stillen Abenden. Es ist, als ob alles zu Ende ginge, das Dasein und das Weltall.

Man wird sich plötzlich klar über den furchtbaren Jammer des Lebens, die Einsamkeit, in der wir alle unser Dasein verbringen, die Nichtigkeit der Dinge, über die schwarze Säde unsres Herzens, das sich selbst in trügerische Träume wiegt, bis zum Tode.

Die alte Frau kam zu mir und fragte, denn sie quälte jene Neugierde, die im Grunde auch in der resigniertesten Seele lebt:

„Also Sie kommen aus Frankreich?“

„Ja, ich reise zu meinem Vergnügen!“

„Sind Sie vielleicht aus Paris?“

„Nein, ich bin aus Nancy!“

Es war mir, als bewegte sie etwas außerdentlich. Wie ich darauf kam, kann ich nicht sagen. Sie antwortete gedehnt:

„So, Sie sind aus Nancy?“

Der Mann erschien unter der Türe. Sie sagte:

„Es tut nichts, er hört es nicht.“

Dann nach ein paar Sekunden:

„Da kennen Sie wohl Leute in Nancy?“

„Nun gewiß, beinahe alle!“

„Kennen Sie die Familie von Sainte-Allaize?“

„O ja, sehr gut, das waren Freunde meines Vaters.“

„Bitte, wie heißen Sie?“

Ich nannte meinen Namen. Sie sah mich groß an, dann sagte sie mit jener dumpfen Stimme, wie wenn Erinnerungen in uns aufsteigen:

„Ja, ja, ich weiß. Und — und — was ist denn aus den Brisemare geworden?“

„Die sind alle tot!“

„Ach! Und kannten Sie die Sirmont?“

„Gewiß, der letzte ist General!“

Da sagte sie zitternd vor Erregung in irgend einem unbestimmten, mächtigen, heiligen Gefühl aus einem, ich weiß nicht welchem, Bedürfnis heraus, zu gestehen, alles zu sagen, von Dingen zu sprechen, die sie bisher im Innersten ihres Herzens bewahrt, und von jenen Leuten, deren Name in ihrer Seele nachzitterte:

„Ja, Henri von Sirmont, ich weiß wohl, das ist mein Bruder.“

Und ich blickte sie ganz erstarrt vor Staunen an, aber plötzlich kam mir die Erinnerung.

Es hatte einmal vor langen Jahren unter dem lothringischen Adel einen riesigen Skandal gegeben. Ein junges Mädchen, schön und reich, Susanne von Sirmont, war von einem Unteroffizier des Husarenregiments, das ihr Vater befehligte, entführt worden.

Er war ein schöner Kerl, ein Bauernsohn, dem die blaue Attila gut stand. Dieser Soldat hatte die Tochter des Obersten in Banden geschlagen. Sie hatte ihn gesehen, war auf ihn aufmerksam geworden und hatte sich in ihn verliebt, als sie ihn mit der Eskadron vorübereiten sah.

Aber wie mochte sie mit ihm gesprochen haben? Wie hatte sie sich mit ihm verständigen können? Wie hatte sie gewagt, ihm begreiflich zu machen, daß sie ihn lieb hätte? Das erfuhr man niemals!

Man hatte nichts geahnt, nichts erraten. Eines Abends, als der Soldat mit seiner Dienstzeit fertig war, war sie mit ihm verschwunden. Man suchte sie, man fand sie nicht. Nie wieder hörte man etwas von ihnen, und man meinte, sie müßten tot sein.

Und in diesem entlegenen Tal fand ich sie wieder! Da sagte ich meinerseits:

„Ja, ja, ich erinnere mich sehr wohl, Sie sind Fräulein Susanne!“

Sie nickte, Tränen entströmten ihren Augen, dann deutete sie auf den unbeweglich an der Schwelle seines Hauses sitzenden Greis und sagte:

„Das ist er!“

Und ich begriff, daß sie ihn immer noch liebte und immer noch mit treuen Augen ansah.

Ich fragte:

„Sind Sie wenigstens glücklich gewesen?“

Sie antwortete mit einem Ton, der von Herzen kam:

„O sehr glücklich, er hat mich zu glücklich gemacht, ich habe niemals Reue gefühlt!“

Ich betrachtete sie traurig, erstaunt, ergriffen von der Gewalt der Liebe. Dieses reiche Mädchen war mit diesem Mann, diesem Bauernjungen gegangen, sie war selbst eine Bäuerin geworden, sie hatte sich ihr Leben ohne Reiz, ohne Luxus, ohne irgend welche Feinheiten eingerichtet.

Sie hatte die einfachsten Lebensgewohnheiten angenommen, und sie liebte ihn noch! Sie war eine Bauersfrau geworden in Mütze und Leinenrock, sie aß aus irdener Schüssel von einem Holz-

tisch auf einem Strohstuhl sitzend, Kohluppe mit Kartoffeln und Speck, und auf einem Strohsack lag sie an seiner Seite.

Sie hatte niemals an etwas anderes gedacht als an ihn; sie hatte nicht Schmuck, Stoffe, Eleganz, weiche Stühle, mollige, parfümierte, stoffbespannte Zimmer, noch ein weiches Bett, ihren Körper zur Ruhe hinein zu legen.

Sie hatte dem Leben Valet gesagt, ganz jung, der Welt und denen, die sie auferzogen und geliebt hatten. Sie war ganz allein mit ihm in dieses wilde Tal gekommen, er war alles für sie gewesen, alles, was man ersehnt, was man träumt, was man unausgesetzt erwartet, alles, was man ewig hofft. Er hatte ihr Leben mit Glück erfüllt vom ersten Tage bis zum letzten. Glücklicher hätte sie nie sein können.

Und die ganze Nacht hindurch, indem ich auf das rauhe Schnarchen des alten Soldaten hörte,

der auf seinem Strohsack neben der ruhte, die ihm so weithin gefolgt war, dachte ich an dieses seltsame und eigentümliche Erlebnis, an dieses große Glück eines so kleinen Daseins.

Und als die Sonne aufging, ging ich davon, nachdem ich den beiden alten Ehegatten die Hand gedrückt.

Der Erzähler schwieg. Eine Dame sagte:

„Immerhin, ihr Inneres war zu klein, ihre Bedürfnisse zu primitiv, sie stellte zu geringe Anforderungen, sie muß etwas töricht gewesen sein.“

Ein anderer meinte langsam:

„Was tut das, sie war glücklich!“

Und dort in der Ferne am Horizont sank Korsika in die Nacht, tauchte langsam wieder in das Meer zurück und sein gewaltiger Schatten löschte aus, der aufgetaucht war, als sollte er selbst die Geschichte dieser zwei demütig Liebenden erzählen, die Schutz gefunden an seiner Küste.

Gallustag.

„B' hüät's Gott und d'r heilig Sant Gall
Mit synä Gottsheiligä-n-all!“

Um Schutz und Schirm wird der heilige Gallus in seiner Eigenschaft als Kantonshiliger und Schutzpatron st. gallischer Lande angefleht. Weit hin über die Alpenstriften schallt der Alpsegen, der uralteste und schönste Betruf der Alpenwelt, durch den sich der Senn allabendlich des Beistandes überirdischer Helfer zu versichern sucht. Gedächtnistag des Heiligen, der als Apostel der Schweiz im Jahre 613 mit dem Bau der „Galluszelle“ den Grund zum st. gallischen Kloster legte, ist der 16. Oktober. Als Begleiter des hl. Columban und seiner Getreuen kam der irändische Missionar Caillech, genannt Gallus, von Frankreich her an den Zürichsee und von hier auf der Flucht nach Bregenz, wo der Bau einiger Zellen zur Entwicklung des Klosters Mehrerau am Bodensee führte. Während Columban nach Italien zog, mußte der sieberkranke Gallus zurückbleiben und wurde dadurch Begründer der heutigen Stadtsiedlung St. Gallen. Das Bistum Konstanz, das der Alemannen-Herzog Gunzo dem Heiligen aus Dankbarkeit anbot, weil dieser seine Tochter durch Gebetshilfung dem Leben wiedergab, lehnte der Glaubenskämpfer ab, um als Wanderprediger in der Bodenseegegend zu wirken, wo er auch als Neunzigjähriger am 16. Oktober des Jahres 640 oder 645 sein gottgeweihtes Leben beschloß. Seine segensreiche Tätigkeit im Bodenseegebiet brachte es mit sich,

dass er auch als Patron vieler schwäbischer Orte Verehrung fand.

Wichtiger landwirtschaftlicher Termin ist der Gallustag. Alle Erntearbeit, die um diese Zeit ihren Abschluß findet, krönt das Erntefest, die Kirchweih. „Galli fällt d' Chilbi,“ sagt der Sarganser Volksmund. Was besagt, daß der Gallustag den „Chilbi“-Sonntag nach sich zieht. Auf Gallus folgt noch ein Nachsommer, das „Gallussümmmerli“. Männiglich erfreut sich am „Altweibersommer“, den der Volksmund in folgendem Spruche willkommen heißt:

„Um Gallus noch, wenn es frommt,
Ein rechter Nachsommer kommt.“

Silberne Fäden, ein zartes Gespinst, von kleinen Spinnen gesponnen, gaukeln über die Stoppelfelder, wenn der Spätherbst noch als Abglanz des Sommers milde, licht- und glanzvolle Tage schenkt.

„Der Spinnensommer kommen mag,
Und käm er erst am Gallustag.“

Oder die gleiche Bauernpoesie in anderer Wendung:

„Der Spinnensommer stellt sich ein,
Und sollt es erst um Gallus sein.“

Weinlese, die erst um Gallus vor sich geht, weckt trübe Hoffnung. Beschert der Wettergott noch Regenwetter, dann wird der „Neue“ dem Weinbauer nicht viel Freude machen:

„Ist Gallus naß,
Ist's für den Wein kein Spaß.“